

Pfingstmorgen.

Von Ernst Preczang.

Vom Meere weht ein frischer Wind;
Er singt an meinen Scheiben.
Noch ist es früh. Die Dämmerung spinnt,
Und schwere Nebel treiben.
Noch schleicht die Nacht verschämt um's Haus
Und duckt sich in die Ecken.
Da zieht's mich hoch, zieht mich hinaus
Dorthin, wo Wellen weiß und kraus
Den grauen Strand belecken.

Erfst will ich durch das Dörfchen gehn . . .
Ringsum ein großes Schweigen.
Wie schieb die armen Katen stehn;
Wie sich die Dächer neigen!
Die Sparren blicken nackt hervor
Dort auf der krummen Scheune;
Es wühlte Sturm um Sturm im Rohr.
Die Armut sieht aus Tür und Tor
Und blinzelt durch die Zäune.

Gestalten nah. Ein ganzer Hauf
Mit Netzen und mit Stangen
Kommt schweigend aus der Nacht herauf
Mit schwerem Schritt gegangen.
Gesichter, hart und wetterbraun;
Besprüht die blanken Jacken;
Und Augen, die wohl ohne Graun
Dem Meere tief in's Antlitz schau'n.
So stolz, so zäh die Nacken.

Der Nebel fällt; es flieht die Nacht
Aus Winkeln und aus Ecken;
Von allen Bäumen tropft es sacht
Und hängt sich in die Hecken.
Hängt in den Gräsern, hängt im Klee
Hier auf dem grünen Deiche;
Dort unten aber täubt's wie Schnee:
Der Morgenwind, er fegt die See,
Daß Dunst und Nebel weiche.

Ein Ma!t! Sieh: wo er sich erhebt,
Wo schattenhaft das breite,
Das braune Fischersegel schwebt,
Dort öffnet sich die Weite.
Rot steigt's herauf — und Speer um Speer
Schießt glühend in die Helle.
Mit leisem Rauschen trägt das Meer
Zu meinem Strande leuchtend her
Die erste goldne Welle.

Es kämpft der Morgen sich heraus
Aus nächtiggrauen Fluten;
Die hellen Schwingen spannt er aus;
Das Dunkel muß verbluten.
Von seinen Flügeln perlt es rot
Und zieht in weitem Bogen
Viel goldne Linien um das Boot;
Es glüht der Ma!t, das Segel lobt —
Nun flammen alle Wogen.

Es blitzt im weißen Dünenland
Und flimmert in den Zweigen.
Der Morgen zieht hinein in's Land
Mit Flöten und mit Geigen.
Wir wandern mit. Hinab den Wall.
Nun lebt's in allen Bäumen;
Es pfeift und zwitschert überall
Und weckt mit seinem Freudenhall
Die Welt aus ihren Träumen.

Pfingstmorgen! Schmetternd jauchzt der Fink,
Die Amsel ruft, der Zeisig.
An Fenstern, Türen — welch Geblink
Von jungem Birkenreißig!
Wie schmuck die kleinen Katen schau'n
Durch die zerbroch'nen Zäune,
Der Flieder knospet weiß und braun;
Die Tulpen blühen, die Veilchen blau'n
Bunt um die schiefe Scheune.

Frau Armut tritt wohl aus der Tür
In einer weißen Haube,
Knüpft junge Zweige an's Spalier
Der kleinen grünen Laube.
Wie herrlich ist in einer Nacht
Die Kraft in's Blatt geschossen!
Inmitten all der bunten Pracht
Frau Armut steht und sinnt und lacht,
Von Sonne übergossen . . .

(Nachdruck verboten.)

Verloren.

Eine Leidensgeschichte aus dem Volke.

Von Robert Schweißel.

Eine Viertelstunde später etwa bahnte sich ein junger Mensch einen Weg durch die Gassen an der Tür, und trat in den Garten, wo er sich an dem Tische niederließ, an dem vorher der Amtsrichter gegessen hatte. Es war ein Maurer von der Brücke unten. Er trug noch das gelbe lederne Schurzfell. Ein blauer Rock reichte ihm bis weit über die Knie hinab und der steife Hut saß ihm etwas schief auf dem rechten Ohr. Rock und Hut hatten schon manche Unbill des Wetters erfahren. Der Hut hatte zudem an der einen Seite eine Beule. Der neue Ankömmling mochte wohl seine sechs Fuß messen. Er war hager, aber kräftig gebaut, ein Bursche, den man hätte hübsch nennen können, wenn nicht etwas Finsterei in seinen Zügen und seinen dunkeln Augen gelegen hätte. Auffallend an ihm als einem Maurer war ein kleines schwarzes Bärtchen, das seine Oberlippe zierte. Gesicht und Hände waren sauber, als ob er gar nicht von der Arbeit käme. Er hatte Staub und Kalk zuvor in dem Bergwasser abgewaschen. Langsam und schweigend war er zwischen den Weibern und Kindern an der Gartenpforte hindurchgeschritten, und aus einer kurzen Pfeife rauchend, saß er jetzt an dem Tische und wartete geduldig, bis man nach seinem Begehren fragen würde, während seine düstern schwarzen Augen das Trinkgelage überflogen. Niemand fragte nach seinem Wunsch; aber schon kam Marie und setzte einen vollen Krug vor ihn hin mit dem üblichen Wunsch: „Wohl bekomm's!“ Sie sagte es leise und verschüchtert, wie es ihre Art war, allein es klang nicht so eintönig, wie vorher zu den anderen Gästen. Ueber das wettergebräunte Gesicht des Gesellen glitt es wie ein helles Licht und er beantwortete des Mädchens Wunsch mit einem warmen: „Dank schönstens!“ Dabei sah er Marie fest in die großen nußbraunen Augen.

Sie lehnte seinen Dank mit einem „D!“ ab, in dem sich einige Verwirrung verriet. Auch strich sie die Kreuzer, mit denen er das Bier bezahlte, in die hohle Hand, ohne aufzubliden.

Der Geselle legte seine Pfeife beiseite, holte Brot und Käse hervor, die in ein Papier gewickelt waren, nahm sein Taschenmesser zur Hand und begann zu essen.

Marie wünschte guten Appetit und verließ ihn und den Garten.

Der Appetit fehlt nicht, wenn man so schwer gearbeitet hat, wie Gottlieb Nehring. Er aß und trank langsam und bedächtig, wie es die Gewohnheit der Handwerker ist. Dabei verdüsterten sich seine Mienen allmählich wieder. Nein, sie wurden finsterner als zuvor, während er dem Treiben der Studenten unter dem Apfelbaum zusah. Er verwandte kein Auge von dort und als er nach beendeter Mahlzeit das Papier mit der Käserinde zusammenballte und wegwarf, geschah es mit einem Nachdruck, als ob in seiner Seele ein Horn wühlte. Dann rauchte er wieder und der narkotische Dufst schien besänftigend auf ihn zu wirken.

Die Fröhlichkeit des Gelages war inzwischen immer lauter geworden, das Band der Einheit zerrissen. Während hier der Amtsrichter einem kleinen Kreise Auserwählter lustige Fahrten seiner Zeit berichtete, von Paukereien und Kommerzen auf dem Markt, von Bauernhochzeiten, wo die Lustbarkeit ein Ende mit Schemelbeinen nahm, von ingrimmigen Nachtwächtern und übertölpelten Bedellen, von Maskenzügen und Spritzfahrten, sangen andere die verschiedensten Lieder in den verschiedensten Tonarten um die Wette. Dort an der Tischecke saß ein Paar in der innigsten Umarmung und vertraute einander in geheimnisvollen Andeutungen den wonnensprachlichen Zustand ihrer Seelen. Angehende Mediziner sprachen mit weisen Mienen von ihrem Handwerk. Andere traten mit Regine schön und sie tat schön mit ihnen, zwei Philosophen schrien gegeneinander und fochten mit den Händen dazu, ohne aufeinander zu hören und Pipin, der ruhmreiche Redner, kämpfte gegen einen alten Burschen mit vollem Bart und langem Haar, der unter mächtigen Wolken aus seiner buntbetrodelten Pfeife das Kunstschöne verteidigte. Es war ein betäubendes Durcheinander von Lachen, Singen, Schreien, und aus dem Tale wallten die Abendnebel leise herauf und um die Ruinen der Rothenburg

über dem Walde begannen die Purpurgluten der hinwegsinkenden Sonne ihr feierlich stilles Leuchten. Die Blätterkrone des Apfelbaumes rauschte lauter im kühlen Abendwind.

Das Fäßchen war leer. Der Amtsrichter vertauschte die Studentenkappe mit seinem Hute. Er mahnte zum Aufbruch. Man rief nach dem Wirt und Marie, um die Beche zu bezahlen.

„Schon alles in Ordnung, meine Herren,“ bemerkte der Wirt, während Marie aus dem Hause geeilt kam. Der Amtsrichter hatte alles auf seine Rechnung genommen.

Der Schrumm war ein famoser Bursche. Ein dreimaliges Hoch für Schrumm! Die Dorfkinde, welche allmählich ihre Scheu vor dem Engeltwirt überwunden und in den Garten eingedrungen waren, mischten ihre feinen Stimmchen in das Hoch. Dann ging es, von der Dorfjugend überschwärmt, nach Altenbach hinunter. Der Amtsrichter, welcher links und rechts die beiden ältesten Burschen untergefakt hatte, voran.

„Adieu, schöne Marie,“ sagte Pipin und reichte dem Mädchen die Hand. „Sie bekommen eine Mark, wenn Sie mir einen Kuß geben.“

Der Verteidiger des Kunstschönen, den sie Sambo nannten, hörte es und rief: „Küsse kauft man nicht, die raubt man.“

Er umschlang das Mädchen, sie riß sich los und sprang zurück. Er folgte ihr und umfakte sie von neuem. Sie sträubte sich. Schon beugte er seinen Mund zu dem ihrigen, da fühlt er ihre Hand in der unsanftesten Berührung an seiner rechten Wange. Es klatschte prächtig. Sambo ließ die Kleine betroffen fahren. Sie stand ihm wie verwandelt gegenüber. Ihre Wangen glühten und aus ihren Augen schossen zornige Flammen. Doch die Bestürzung Sambos war von keiner langen Dauer.

„Auf einen Schlag gehört erst recht ein Kuß,“ rief er und wollte auf Marie zueilen.

Eine Hand hielt ihn an der Schulter zurück. Es war der Maurergesell Gottlieb Nehring.

„Was fällt Ihnen ein?“ brauste Sambo auf und suchte sich loszureißen. Aber der Gesell hatte eine feste Hand.

„Lassen Sie das Mädchen in Frieden, Herr Student,“ sagte Gottlieb mit einem ruhigen Nachdruck.

Die große kräftige Gestalt des jungen Handwerkers, sein eben nicht freundlicher Blick, mit dem er auf den Studenten herabsah, ließen es den letzteren doch nicht rätlich erscheinen, mit einem solchen Gegner anzubinden. Murrend bückte er sich nach seiner Mütze, die ihm vom Kopfe gefallen war, und eilte davon.

Marie hielt die Schürze vor das Gesicht und weinte.

„Grämen Sie sich doch nicht so,“ sagte Gottlieb und faßte ihre Hand. „Es war wohl so böse nicht von ihm gemeint.“

„Was sie nur von einem armen Mädchen denken,“ schluchzte Marie.

Aus der Dorfstraße herauf klang es: „Freiheit, die ich meine usw.“

Der Amtsrichter sang mit und Vers auf Vers, Strophe auf Strophe tönte fern und ferner herauf und verhallte.

Marie und Gottlieb standen die ganze Zeit über Hand in Hand. Sie hatte ihre Tränen getrocknet.

„Ich muß jetzt nur aufräumen,“ sagte sie, als der Gesang verstummt war, und zog ihre Hand leise aus der seinigen zurück.

„Es eilt doch nicht,“ bat er.

Sie schaute mit einem ungewissen Blick zu ihm auf.

Er war verlegen, wie er das Gespräch weiter fortführen sollte. Es war das erste Mal, daß er mit dem Mädchen ein Wort wechselte. Endlich sagte er: „Ich meine, Sie haben auch keinen leichten Dienst hier.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Haben Sie keine Bekanntschaft oder Verwandtschaft in Altenbach?“

„Ich habe niemand auf der ganzen Welt,“ sagte sie so leise, daß er es kaum verstehen konnte.

Da wurde sie von Reginen gerufen, und die Stimme klang gar scharf und schrill.

Marie erschrak bei dem Ton. „Ach Gott,“ flüsterte sie hastig, „nun werde ich wieder ausgegannt, daß ich hier müßig stehe. Gute Nacht!“ Sie eilte dem Hause zu.

„Armes Ding!“ murmelte der Maurer in sich hinein. „So ganz allein auf der Welt!“ Er drückte den Hut tiefer in die Stirn und schritt langsam zum Garten hinaus. Als er an dem Hause vorüberkam, hörte er auf dem Flur Reagens

keifend erhobene Stimme und er vernahm ein Wort, ein Wort, welches sich auf ihn bezog, daß alles Blut aus seinen Wangen entwich. Er zuckte zusammen und seine Faust ballte sich zornig. „O, du mein Schöpfer,“ stöhnte er, indem er die Dorfstraße hinab nach Altenbach zuschritt, von wo er jeden Morgen zum Brückenbau heraufkam, „es nützt alles nichts! Sie werden es ewig denken!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Pfingstreife.

„n Tag, Fräulein!“
„Guten Morgen, Herr Brenner!“
Das junge Mädchen, die Tochter des Hauswirts, sah mit einem Plan am Fenster der Parterrewohnung, als der Lahme aus dem Gartenhaus vorbei kam. Einen Augenblick schien es fast, als wolle er so wie er ging — den Blick zu Boden — seinen Weg fortsetzen, dann aber blieb er stehen, grüßte noch einmal hinauf und sagte ein wenig befangen:

„Schön heute, nicht?“
Das Fräulein nickte.
„s ist ja auch Zeit,“ meinte sie dann, in die Sonne blinzeln.
„Einmal muß es doch werden. Bis jetzt habe ich nur immer gefroren.“

„Ja,“ sagte der Lahme, „wenn man dies Jahr so mit anderen vergleicht, da war's ja wohl ein bißchen kühl. Die Blätter wollten auch gar nicht raus. Aber die letzten Tage sind sie nun doch vorwärts gekommen. Und wenn's so bleibt —“

Das Fräulein schüttelte den Kopf.
„Glauben Sie etwa nicht?“
„Ich weiß nicht,“ sagte sie nachdenklich, „aber ich für meine Person habe darin kein Glück. Gerade wenn ich Sonne brauche und mir schon lange vorher ausmale, wie alles so hell sein wird und freundlich und so ganz anders als sonst, gerade da kommen plötzlich die Wolken und — da regnet es immer!“

„Das ist freilich traurig...“ meinte der Lahme. „Und Sie haben wohl auch jetzt wieder was Besonderes vor?“

Das Fräulein nickte.
„Sehen Sie denn nicht: ich trage mich ja schon immerwährend mit Karten und Plänen umher. Ein ganzes Reisebureau. Alle Leute lachen mich aus. Aber das macht nichts. Zu Pfingsten —“
Sie warf einen Blick in sein gespanntes Gesicht und wollte sich ausschütten vor Lachen.

„Rein, Ihre Augen! Daß Sie auch so neugierig sein können! Na, aber Sie sollen's auch wissen! Zu Pfingsten — fahre ich nach — Kopenhagen!“

Sie setzte sich, immer noch lächelnd, auf die Fensterbank und strich sich mit den Fingerspitzen die Haare aus der Stirn. Dann sah sie den Lahmen erwartungsvoll an. Und plötzlich glitt ein Schatten der Enttäuschung über ihr Gesicht.

Was hatte er nur? Er stand hart am Gartenzaun, fest auf die Krücken gestützt, und sein bleiches Gesicht nahm einen ernsten, ja fast traurigen Ausdruck an. „Ist das ganz bestimmt?“ fragte er.
Sie nickte.

„Gewiß, Papa hat schon die Billetts bestellt, Berlin-Stettin-Kopenhagen. Kaum noch zu kriegen gewesen, so besetzt... Aber warum lagen Sie denn weiter gar nichts dazu? Gefällt es Ihnen nicht? Oder möchten Sie, daß ich lieber in Berlin Staub schlucke? Pui, Herr Brenner, ich habe geglaubt, Sie freuten sich, wenn mir etwas Freude macht, und habe mich dann immer noch mal so gefreut. Das ist so ein eigenes Gefühl, das verstehen Sie nicht. Und nun —“

Sie sah ihn mit ihren großen Augen vorwurfsvoll an und schüttelte traurig den Kopf.

„Aber wissen Sie auch, woher das kommt? Gewiß nur daher, daß Sie Kopenhagen nicht kennen. O — ich sage Ihnen! — Ist das eine Stadt! Ich war vor fünf Jahren dort und bin noch heute entzückt!“

Sie legte die schlanken Finger hinter den feinen Kopf zusammen und wiegte sich grazios hin und her.

„Das müßten Sie mal sehen — ein ganz anderer Mensch würden Sie werden! Da kämen Sie gleich auf andere Gedanken! Denn so dreht sich doch bei Ihnen alles nur ums Arbeiten und die Geige. Und immer spielen Sie nur traurige Sachen. Da hinaus müssen Sie! So mal auf sechs Wochen! Kopenhagen! Und die „Lange Linie“ und das Meer und — Skodsborg!“

Sie wurde plötzlich nachdenklich und sah verträumt vor sich hin.
„Und Schweden kennen Sie auch nicht?“

Er schüttelte verneinend den Kopf und kam sich schredlich rückständig vor. Jetzt, wo Skandinavien überhaupt Mode ist, wie konnte er auch da nur Schweden nicht kennen?

„Papa hat nämlich gesagt, wenn ich und mein Vetter ganz artig sind, wissen Sie, der schneidende mit dem Schmir, der Referendar, dann fahren wir auch noch zum Trollhättan...“

Das bleiche Gesicht des Geigers wurde noch um eine Nuance bleicher. Um seine Mundwinkel legten sich zwei tiefe Falten.

„... Ihr Herr Vetter begleitet Sie also?“ fragte er unsicher.
Das Fräulein blickte auf und ließ, starr vor Staunen, die Hände sinken.

„Mein Vetter? Aber selbstverständlich! Was wäre denn sonst die ganze Reise? O, wenn Sie den kennen würden! Ein zu reizender Mensch! Und lustig kann ich Ihnen sagen! — Unbändig! Alle meine Freundinnen sind in ihn verliebt! Alle von A bis Z! Gott nein, was haben sie nicht schon um den angegeben! Aber er —“

Sie hielt plötzlich erschrocken inne, als fürchte sie etwas zu ver-raten. In ihre Wangen stieg ein jähes Rot und um ihre Lippen huschte ein Lächeln von Glück und Stolz.

„Nun und Sie,“ fragte sie dann nach einer Pause, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, „wo werden Sie zu Pfingsten sein?“

„Ich?“
Die Frage schien ihm sonderbar, er zögerte etwas mit der Antwort. Dann sagte er einfach:

„Zu Hause!“
„Rein, im Ernst!“
„Ganz im Ernst!“
„Aber warum denn nur?“
Sie sah ihn verwundert an.

„Ich begreife Sie nicht. Warum sitzen Sie denn stets nur in Ihrer Stube zwischen den dumpfen, häßlichen Häusern? Es ist doch jetzt so wunderschön draußen. Haben Sie denn gar keine Sehnsucht, mal da hinauszukommen, so ganz weit hinaus?“

Er machte eine ängstliche, abwehrende Bewegung und um seinen Mund irrte ein müdes Lächeln.

„Sehen Sie, Fräulein,“ sagte er dann und es klang, als hätte sich ein Schleier um seine Stimme gelegt, „die Sehnsucht, die haben wir alle. Die ist schon mal jedem so mitgegeben, und die habe ich auch. Und sie ist vielleicht sogar sehr groß. Aber —“ er warf einen Blick auf die Krücken — „die Gesundheit fehlt. Und dann, was noch sehr wichtig ist: das Geld!“

„Nun ja,“ nickte das Fräulein, „da haben Sie recht, Reisen kostet Geld. Aber das brauchen Sie ja auch gar nicht. Jeder eben wie er's kann. Fahren Sie doch mal hinaus nach Tegel oder...“

„Ellen!“ rief aus irgend einem Zimmer eine weibliche Stimme.
„Bist Du da, Kind?“

„Das ist Mama,“ sagte das Fräulein, „nun muß ich gehen. Ja... also nach Tegel oder nach Wannsee. Es wird Ihnen bestimmt gefallen. Und nun, Adieu, Herr Brenner!“

„Adieu, Fräulein,“ nickte der Lahme, „und viel Vergnügen!“
„Danke!“

Sie lächelte ihm noch einmal freundlich zu und berschwand. Er aber blieb noch einen Augenblick stehen, als denke er über etwas nach, dann faßte er seine Krücken fester und ging durch den Vorgarten der Straße zu.

Ja, sie wollten wirklich einmal hinausfahren vor die Tore Berlins. Dahin, wo es am billigsten ist. Jrgendwo in die Um-gebung: nach Tegel oder Wannsee. Er und die Krücken.

Er nickte still vor sich hin und ging langsam die Straße hinab. Und sein Gesicht war wieder ruhig wie immer.

In den Nächten um Pfingsten aber, wenn sie alle längst fort sind — in Dänemark und in Schweden — wird der kleine Geiger einsam wachliegen und träumen. Mit großen, sehnsüchtigen Augen und fiebernden Sinnen.

Von Ellen und Kopenhagen. Von Skodsborg und dem Meer...
Werner Peter Larsen.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

„Freitag, der 13.“ heißt der neueste amerikanische Sensationsroman, der New Yorker Börsengeheimnisse ausplaudert. Der Verfasser, Thomas W. Lawson, hat vor zwei Jahren durch sein Werk „Frenzied Finance“ (Die rasende Finanz) großes Aufsehen erregt. Er legte darin die Machinationen der Trustgewalten, speziell des Kupfertrusts und des Standard Oil-Trusts, bloß. Lawson ist selbst Finanzmann und Millionär und erzählt aus praktischer Erfahrung. Der Kern seines neuesten Werkes „Freitag, der 13.“, auf dessen literarisches Wert wir nicht näher eingehen wollen, besteht in der Antwort auf das Problem: Wie kommt ein Börsenkrach, wie kommt eine Panik an der New Yorker Börse zustande? Mitte März war bekanntlich die New Yorker Börse stark erschüttert. Alle Aktien fielen außerordentlich im Preise; der Verlust war ungeheuer. Lawson behauptet nun in der Londoner „Financial News“ vom 19. März:

„Mein soeben erschienen Buch erzählt nicht nur den Hergang dessen, was sich in letzter Woche ereignet hat, sondern schildert auch bis ins kleinste Detail, wie sich das in jeder Zeit wieder ereignen kann. Ich habe bei meinem Verleger 20 000 Mark deponiert, die er demjenigen zahlen soll, der nur einen Teil der in dem Buch beschriebenen Methode widerlegen kann, einer Methode, welche lehrt, wie jedes Mitglied der New Yorker Börse zu jeder Zeit und ohne einen Dollar von seinem Gelde zu riskieren, eine Börsenpanik zu

wege bringen kann, wie sie vorige Woche herrschte, und wie es sich dabei an einem einzigen Tage einen Gewinn von 1 000 000 bis 50 000 000 Dollar verschaffen kann."

Die „Methode“ ist von verblüffender Einfachheit. Man muß nur genügend Courage haben, die Konsequenzen des Börsenschwindels zu ziehen, um als Erster und Größter unter den Schwindlern den Siegespreis davonzutragen. Man muß Aktien verkaufen, verkaufen in unbeschränkter Anzahl, ohne eine einzige zu besitzen. Das ist unter gewöhnlichen Umständen ein ehrbares Börsengeschäft, so wenig ehrbar und möglich es auch dem gesunden Menschenverstande eines harmlosen Arbeiters erscheinen mag. Man nennt das mit „Leerverkäufen“ spekulieren und kauft die Aktien, die man zu einem hohen Preise verkauft hat, später erst zu einem niedrigen Preise ein und steckt den Profit in die Tasche. Steigen die Aktien aber, so hat man sich „verspekuliert“ und muß bezahlen, was es kostet.

Ein Mitglied der Börse genießt unbedingtes Vertrauen, also Kredit. Wer bereit ist, sein ganzes Vermögen, seinen Börsensitz (der gegenwärtig an der New Yorker Börse 95 000 Dollar kostet), seine Existenz aufs Spiel zu setzen, der kann eine Panik, einen Börsenkrach hervorbringen, mit allen Bankrotten, vernichteten Ersparnissen und tauenderlei schlimmen Folgen, die aus jeder Panik resultieren und weite Kreise ziehen. Sie werden es in den Ueberschriften der Zeitungsartikel lesen, — ein paar Selbstmorde, ein paar Kassendiebstahl, ein paar neue Leichthäuser, ein oder zwei unerlachte Leichen in der Morgue, ein paar unschuldige Mädchen . . . zu Straßendirnen geworden, ein paar neue Paläste in Fifth Avenue und ein paar neue Bibliotheken, die Bürgergemeinden geschenkt werden."

Einen solchen Mann mit der Verwegenheit eines Räuberhauptmanns schildert uns der Verfasser in Bob Brownley und er weiß auch die innere Wahrscheinlichkeit dafür zu schaffen, daß sein Held alles auf eine Karte setzt. Sehr wirkungsvoll und lebendig ist der furchtbare Börsentag selbst geschildert, Freitag, den 13., an dem die Zukeraaktien von 220 auf 80 fallen und Brownley zum millionenreichen Mann wird.

„Meine Macht ist unbeschränkt, Jim“, sagt er zu seinem Freunde, nachdem er durch solche Attacken tausend Millionen Dollar erworben hat. Er hat die Clique der Begner überwunden, die „mächtiger ist als die Regierung, mächtiger als Gerichte, Gesetze, Kongress und der Präsident der Vereinigten Staaten zusammengekommen“.

In demselben Gespräch läßt der Verfasser von Carnegie, dem bekannten Stahlkönig und vielgepriesenen „Böhlert“ der Menschheit“ seinen Helten sagen:

„Die Welt hat vor Entsetzen die Hände über dem Kopf zusammengeslagen, weil Carnegie, der Schlossergeselle von Pittsburg, dreihundert Millionen Diebesbeute in den Schrank des Stahltruffs gelegt hat. Ja, Diebesbeute, Jun. Nach doch nicht solch finsternes Gesicht, als ob Du mir Vorlesungen über meine unmoralische Sprache halten wollest. Ich hab's gelernt, dieses Schreiben beim rechten Namen zu nennen. Das ist kein geschäftliches Unternehmen mit wohlverdientem Gewinne, das sind betrügerische Kniffe mit Säcken voll Beute — voll gestohlener Sachen — als Ertrag.“

Der Roman ist eine starke Anklage gegen das Börsenspiel als ein System von „Räubern und Plünderern“, denen ein „80 Millionen starkes Volk Silabendienste leisten muß und dafür einen Lohn erntet, der gerade zum Lebensunterhalt ausreicht.“ Der legitime kaufmännische Handel wird nur als ehrbare Deformation in der Spielhölle benutzt. Weiter bringt der Verfasser nicht vor, um das System der Unterdrückung von Millionen zu ergründen. Die Ursachen dieses Systems, das er oft anklagt, sucht er auf der Börse. ba.

Kunst.

Die Kunst im Schaufenster. Die Kunst geht auf ihrem modernen Entwicklungswege immer mehr nach Brot. Und die Einsicht greift in den dem Pauperismus mehr und mehr verfallenden Kreisen des Proletariats der bildenden Künstler, also der Maler, Bildhauer, Zeichner, Radierer, Kunstlithographen immer mehr Platz, daß man realere Betriebs- und Absatzgebiete suchen muß, als sie das Museum oder die Privatgalerien reicher Kunstkäufer darbieten. Man versucht in den fortgeschrittenen Münchener Künstlerkreisen jetzt mit aller Entschiedenheit in Fühlung mit den Forderungen des praktischen Lebens zu treten. Auch die Auslage im Schaufenster eines Kaufmannes kann ästhetisch schön und praktisch zugleich „aufgemacht“ werden, wie der kaufmännische Kunstausdruck heißt. So hat sich dieser Tage in München eine „Gesellschaft für zeitgemäße Plakatkunst und Illustration“ gebildet, die einen doppelten Zweck verfolgt. Einmal will sie das Reklameplakat-Konkurrenzwesen regeln und den Künstler vor der Ausbeutung durch schlaue Verleger zu schützen suchen, dann aber will sie an einer künstlerischen Reform des Schaufensters gehen. Zu diesem Zwecke sollen durch die Mitglieder Originalarbeiten in den Schaufenstern aufgestellt werden, die in irgendeiner künstlerischen Form die Saison- oder Reklameartikel behandeln, welche das betreffende Geschäft gerade einzuführen wünscht. Die Bilder und Gruppen sollen alle 8—14 Tage wechseln und auf Grund eines Abonnementensystems in den Geschäften gleicher Branche durch ganz Deutschland geführt werden.

Meteorologisches.

Der stärkste Regenfall der Erde. Die Regenmenge, die jährlich in Deutschland niederschlägt, wird im Durchschnitt auf 600 Millimeter angenommen werden können, wobei allerdings in den einzelnen Gegenden Unterschiede bis 200 Millimeter stattfinden. Auch die einzelnen Jahre weichen natürlich um erhebliche Beträge von einander ab. Jedenfalls gibt diese Zahl eine gewisse Vorstellung von den klimatischen Verhältnissen, soweit der Regenfall in Frage kommt. Daher muß es ganz ungeheuerlich erscheinen, daß in anderen Weltgegenden eine ebenso große Regenmenge und mehr innerhalb eines einzigen Tages sollte niedergehen können. Und doch sind solche Fälle verbürgt. Bisher hat als regenreichster Ort der Erde der indische Platz Tscherrapundshi im Süden des Himalaha gegolten und wird diesen Rang wohl auch in Zukunft behalten. Was die Gewalt einzelner Regenfälle betrifft, scheint er dagegen nicht an erster Stelle zu stehen. Die Meteorologische Gesellschaft in London hat nämlich einen Bericht von den Fidji-Inseln erhalten, der sich auf einen ganz unerhörten, im Sommer vorigen Jahres geschehenen Regenfall bezieht. In der Hauptstadt der Fidji-Inseln befindet sich auch eine meteorologische Station und in dieser ein Regenmesser. Der dortige Beobachter schreibt nun über ein Gewitter, das in der Nacht des 8. August 1906 über diesen Platz niederging. Der Regen setzte um 6 Uhr nachmittags ein und dauerte ohne Unterlaß bis zum Sonnenaufgang des nächsten Tages. Schon um 10 Uhr abends fand der Beobachter den Regenmesser, der 312 Millimeter Regenhöhe zeigte, im Ueberfließen begriffen, so daß er ihn ausleeren mußte. Trotzdem floß er nach 4 Stunden zum zweiten Male über und nach weiteren 4 Stunden zum dritten Male. Danach wären im Verlauf von 12 Stunden etwa 490 Millimeter Regen gefallen, jedoch glaube der dortige Meteorologe annehmen zu müssen, daß auch diese Zahl noch nicht einmal hoch genug wäre, da der Regenmesser seine Pflicht nicht vollkommen auszuüben vermocht hatte und sich außerdem auch in erheblicher Höhe über dem Boden befand. Vielmehr wird angegeben, daß der gesamte Regenfall in einem Zeitraum von 13 Stunden 1025 Millimeter Höhe erreicht haben müsse und das wäre für wenige Stunden weitaus der höchste Betrag, der jemals irgendwo auf der Erde beobachtet worden ist.

Notizen.

— Ein Fontane-Denkmal wird am 8. Juni in Neuyruppin enthüllt werden.

— Geschäft ist Geschäft. Ferdinand Bonn handelt mit Eifer und Erfolg nach dieser Devisen. Er hatte von dem Verlage D. Dreher u. Co. das Schauspiel „Staatsanwalt Alexander“ zur Aufführung am Berliner Theater erworben. Die ersten fünf Aufführungen sollten tantienfrei bleiben, weil der Verfasser noch wenig bekannt sei. Ehe aber weitere Aufführungen erfolgten, verlangte Bonn von dem Verlage, eine von Bonn geschriebene Broschüre, die den schönen Titel trug: „Der Reichelmord an Ferdinand Bonn“, unter einem fremden Autornamen zu verlegen. Sonst würde der „Staatsanwalt Alexander“ nicht weiter gespielt. Um Bonn festzulegen, ging der Verlag scheinbar darauf ein — und erhielt dafür die Zusicherung von weiteren fünfzig Vorstellungen des „Staatsanwalts“.

Das nenne ich ein glattes Geschäft. Schade, daß es nicht zustande kam. Denn die Broschüre hätte sicherlich des Erheiternden vieles geboten. Davon das Schicksal von Theaterfiskiden — in diesem Falle ist es freilich kein Schade darum — abhängen kann, dafür ist diese sanftere Affäre immerhin ein netter Beitrag.

— Einigkeit und Recht und Freiheit. . . Bedekinds Drama „Frühlingserwachen“ darf in Breslau nicht gespielt werden. Wohl aber in Berlin. Nach Gründen fragen, warum die Zensur in Breslau anders urteilt denn in Berlin und anderswo, ist ein sinnliches Unterfangen. So ungefähr, als wenn man fragen wollte, warum die Welt in sieben und nicht in elf Tagen geschaffen sei. Aber standalös ist es trotzdem doch, daß mit souveräner Allmacht die literarisch gänzlich unberufene Polizei den Staatsbürgern vorschreiben darf, was sie in Berlin und was sie in Breslau nicht auf dem Theater anhören dürfen. Die deutschen Dichter und Denker müssen sich doch wohl getäuscht haben, als sie meinten, im neuen Reich seien alle Jugendträume herrlich verwirklicht.

— Perücken aus Glas. Auf dem Haarmarkt ist im Laufe der letzten Jahre ein außerordentlicher Mangel an Material eingetreten. Die Käufer von Frauenhaar, die früher in verschiedenen Ländern bei Frauen und Mädchen auf dem Lande reichliche Angebote fanden, stehen jetzt einer wachsenden Abneigung gegenüber, den prächtigen Hauptschmuck für verhältnismäßig bescheidene Summen zu veräußern, und so kann der Bedarf an Haaren kaum noch gedeckt werden. Der Preis für natürliches Haar ist so auf das Dreifache gestiegen und man hat sich genötigt gesehen, für wohlfeilere Perücken nach allen möglichen Ersatzmitteln zu suchen. Man hat u. a. Flachs und Pferdehaar so zu bearbeiten versucht, daß sie den menschlichen Haaren ähnlich werden; aber die Ergebnisse waren recht mangelhaft. Jetzt hat man, wie ein Londoner Blatt berichtet, eine Reihe von erfolgreichen Experimenten gemacht, gesponnenes Glas zur Herstellung von Perücken zu verwenden. Die Perücken, die aus solchem Glas gefertigt wurden, sollen wundervoll leicht und schön, dabei von weicher Struktur wie natürliches Haar sein.